

WÜRZBURGER UNIVERSITÄTSREDEN

*Heft 25*

---

**Druck: Andreas Staudenraus Universitäts-Druckerei Würzburg**

HERMANN BENGTON

ÜBER DIE ZUKUNFT  
UNSERER UNIVERSITÄTEN

REDE

GEHALTEN AM 28. NOVEMBER 1959

IN WÜRZBURG

ZUR REKTORATSÜBERGABE

## Hochansehnliche Festversammlung!

Die große Fülle der Tatsachen und Zahlen, die wir dem Jahresbericht des Herrn Prorektors entnehmen durften, war ein eindrucksvolles Zeichen für das Leben und Streben an unserer Universität. Es wäre sicherlich nicht möglich gewesen, den Aufbau und den Ausbau weiter zu fördern, hätten nicht alle, die sich unserer Julius-Maximilians-Universität in irgendeiner Weise verbunden fühlen, ihren Teil dazu beigetragen, an der Spitze mein hochverehrter Amtsvorgänger, der Herr Prorektor.\*) Gewiß, ein Rektoratsjahr dauert nur eine kurze Zeit, 12 Monate sind bald vorüber, aber Welch eine Fülle rastloser, geduldiger Arbeit bringt ein solches Jahr! Wirklich ermessen kann dies wohl nur derjenige, dem es vergönnt war oder vergönnt ist, in die Geheimnisse der akademischen Selbstverwaltung Einblick zu erhalten. Ich kann daher mein Amt nicht beginnen, ohne meinem verehrten Herrn Amtsvorgänger den herzlichsten und aufrichtigen Dank für seine Arbeit und für sein von so großem Erfolg gekröntes Streben abzustatten: den Dank des Rektors und den Dank der Julius-Maximilians-Universität, in deren Annalen sein Name nunmehr eingeschrieben ist. Ich weiß, daß unser verehrter Herr Prorektor auch in Zukunft keine Mühe scheuen wird, an der gemeinsamen Arbeit zum Wohle unserer Alma Mater Anteil zu nehmen. Der Dank der Universität, der Kollegen und der Studenten ist ihm dafür gewiß.

Wenn ich mir nun gestatte, im folgenden einige Gedanken über die Zukunft unserer Universitäten vorzutragen, so muß ich hier ausdrücklich bekennen, daß mir nichts ferner liegt, als irgendwelche Pro-  
pheiungen aufzustellen: sie würden durch den Gang der Ereignisse nur zu bald überholt und möglicherweise auch in allen Einzelheiten widerlegt werden. Aber niemand, glaube ich, wird es dem Rektor verargen, wenn er sich in seinem Amtsjahr die Frage vorlegt, wie wohl die Zukunft unserer Bildungsstätten, insbesondere die Zukunft unserer Universitäten, beschaffen sein wird. Wie bekannt, sind unseren heutigen Universitäten vor allem zwei Probleme gestellt, mit denen sie sich, zusätzlich zu ihren traditionellen Aufgaben, auseinandersetzen haben: es ist dies das Problem der *Vermassung* und das Problem der *Spezialisierung*. Es ist keine Frage, daß das Fassungsvermögen unserer Hochschulen — mit ganz wenigen Ausnahmen — heute an der äußersten Grenze angelangt ist. Hält der gegenwärtige Zustrom der Studierenden auch nur noch einige wenige Jahre an,

---

\*) Prof. Dr. C. Sonnenschein, Medizinische Fakultät.

so werden Einschränkungen in noch viel höherem Maße als bisher die unabwendbare Folge sein. Da eine Vergrößerung der bestehenden Universitäten über ein bestimmtes Maß hinaus nicht erwünscht ist, so wird man nach einer wirklichen Lösung dieses Problems Ausschau halten müssen.

Ein Ausweg wäre der, daß man sich endlich, nachdem es fast zu spät geworden ist, zu Neugründungen entschliesse. In der Tat werden in unseren Tagen im norddeutschen Raum derartige Pläne ernsthaft erwogen: Bremen und Oldenburg scheinen hier die Bewerber zu sein, denen man die meisten Aussichten zubilligen muß, und bei uns in Süddeutschland wird seit einiger Zeit von Konstanz als einer geplanten Neugründung gesprochen. Die alten Universitäten können diese Pläne nur begrüßen, natürlich unter der Voraussetzung, daß die Neugründungen nicht zu Lasten der alten Hochschulen geschehen. Wenn die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Zukunft auch nur einigermaßen stabil bleiben, so bietet sich in der Tat die Neugründung von Hochschulen als ein Ausweg an, der zu einer Lösung des Problems der Vermassung wesentlich beitragen kann. Auch in Bayern könnte auf diesem Gebiet sehr wohl etwas geschehen. Auf jeden Fall sind 16 Universitäten und 6 Technische Hochschulen in Westdeutschland viel zu wenig. Die wenigen Neugründungen nach dem Ende des 2. Weltkrieges (Mainz und Saarbrücken, denen die Aufhebung der Universität Gießen gegenüberstand) genügen nicht im Entferntesten dem Bedarf.

Ich bin mir dessen wohl bewußt, daß das Problem der Neugründungen nicht einfach ist. Woher soll man die neuen Professoren für die Neugründungen nehmen, da es doch schon jetzt teilweise an Nachwuchs mangelt? Wird es den Ländern, gegebenenfalls in Gemeinschaft mit dem Bund, möglich sein, die finanziellen Lasten hierfür aufzubringen? Werden die neuen Universitäten nicht von Anfang an hinter ihren älteren Schwestern zurückstehen? — diese und noch so viele andere Fragen werden sich jedem von uns aufdrängen. Dennoch, glaube ich, muß hier sehr bald die Initiative ergriffen werden. Wir werden sonst in Schwierigkeiten geraten, die in 10 — 15 Jahren noch viel größer sein werden als die, mit denen wir es heute schon zu tun haben.

Es ist bekannt, daß der Ansturm auf die Hohen Schulen keineswegs ein spezifisch deutsches Problem ist. Wohin wir auch blicken, im Westen wie im Osten, überall treffen wir auf die gleiche Erscheinung. Für den Historiker ist dieses Phänomen keine Überraschung. Es ist von jeher so gewesen, daß in Zeiten hoher Zivilisation breite Schichten Zugang zu den Quellen der Bildung und der Wissenschaft suchen und finden. Ich möchte hier nur an eine Zeit erinnern, die zwar weit

zurückliegt, dafür aber geradezu schlagende Parallelen zu unserer Gegenwart aufweist: es ist die Zeit zwischen Alexander und Augustus, jenes Zeitalter, das wir seit Droysen mit dem Begriff des Hellenismus zu bezeichnen pflegen. In dieser Epoche, d. h. in den letzten drei Jahrhunderten v. Chr. Geb., ist ein ganz ähnliches Phänomen zu beobachten wie in unseren Tagen: Die Bildung steht hoch im Kurse, der Zudrang zu den Schulen und Hochschulen wächst ständig, die Wissenschaft befindet sich in steilem Aufstieg, und der Ruhm der Gelehrtenakademie von Alexandrien strahlt mindestens ebenso hell wie heute etwa der Glanz des *Institute for advanced Study* in Princeton. Zahlreiche bedeutende Gelehrte und Forscher hat diese Zeit aufzuweisen, der größte unter ihnen war Archimedes aus Syrakus, der lange in Alexandrien als Mitglied der dortigen Gelehrtenakademie, des Museions, gelebt hat. Schließlich ist er in seine Heimat, nach Sizilien, zurückgekehrt. Bei der Einnahme der Stadt durch die Römer i. J. 212 v. Chr. hat er ein Ende von der Hand eines römischen Soldaten gefunden. So böse würde man heute mit einem prominenten Mitglied der Naturwissenschaftlichen Fakultät wahrscheinlich nicht verfahren. Stammt doch von diesem großen Gelehrten, Mathematiker und Physiker das berühmte Wort: *Δός μοι ποῦ στῶ, καὶ τὴν γῆν κινήσω*. „Gib mir einen Punkt, wo ich stehen kann, und ich werde die Erde in Bewegung setzen“. Mit der modernen Entwicklung der Technik hat dieses Wort eine geradezu erschreckende Aktualität gewonnen, die niemand unbeeindruckt lassen wird.

Der große Andrang breiter Schichten zur akademischen Bildung wäre auch in unseren Tagen nichts irgendwie Beunruhigendes, wenn es wirklich die akademische Bildung wäre, die bei uns auf den Hohen Schulen gesucht würde. Ich fürchte nämlich, daß die Bildung in vielen Fällen nicht das Motiv für das Studium ist. Die überwiegende Mehrzahl der Studierenden sucht bei uns das Rüstzeug für den künftigen Beruf. Das ist schon immer bis zu einem gewissen Grade so gewesen, heute aber muß man feststellen, daß die Universitäten Gefahr laufen, in Fakultäten gegliederte höhere Fachschulen zu werden, sofern es nicht gelingen sollte, hier grundlegenden Wandel zu schaffen.

Unsere heutige Zivilisation neigt — das gilt mehr oder weniger für alle Lebensgebiete — zur Organisation und Perfektion um jeden Preis; das allgemein Menschliche, vor allem aber die menschlichen Kontakte, treten zurück, an ihre Stelle drängen sich papierene Bestimmungen, in der Universität vor allem die *Prüfungsbestimmungen*. In diesen Prüfungsordnungen wird das gesamte Studium, vom Anfang bis zum Ende, mehr oder weniger reglementiert. Praktika, Übungen, Seminare werden vorgeschrieben, die Zahl der „Scheine“ wird festgesetzt, und wo keine Seminarscheine zu erbringen sind, da wird

vorgeschrieben, welche Vorlesungen im Studienbuch nachgewiesen werden müssen. Von der akademischen Freiheit, von der man immer noch spricht, findet sich in den Prüfungsbestimmungen kein Wort. Im Gegenteil, man ist versucht zu zitieren:

Nach dem Gesetz, wonach du angetreten,  
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen.

Um richtig verstanden zu werden: es liegt mir fern, die Abschaffung der Prüfungsordnungen zu empfehlen. Ich möchte vielmehr darauf dringen, daß die Vielzahl der Bestimmungen eingeschränkt und auf ein sinnvolles Maß zurückgeführt wird, damit dem Einzelnen Freiheit zu eigener Initiative erhalten bleibt. Denn auf die Initiative kommt es an, im Leben wie in der Wissenschaft. Wir müssen daran festhalten: in den Mittelpunkt des akademischen Lebens gehört der Mensch und die menschliche Bildung. Wer sich aber wirkliche Bildung aneignen will, braucht Freiheit, wahrhaft akademische Freiheit, von der in unseren Tagen nicht mehr viel übrig geblieben ist. Wir alle, Professoren und Studenten, müssen versuchen, wieder den Weg zur akademischen Freiheit zu finden, wenn die Universität nicht ihren eigentlichen Sinn verlieren soll.

Ich weiß wohl, daß die Bildungsideale vergangener Zeiten heute für viele keine Anziehungskraft mehr besitzen. So hat sich das humanistische Ideal Wilh. v. Humboldts unter den ehernen Schlägen der Weltgeschichte verflüchtigt, heute wird niemand ernstlich einem dritten oder vierten Humanismus noch das Wort reden. Das Bildungsideal, das wir suchen, muß sich im grellen Licht der Gegenwart bewähren, sonst ist es nichts wert. Hier sehe ich die künftigen Aufgaben unserer Universitäten: durch das Gewicht ihrer Autorität in wissenschaftlichen Fragen sind sie vor allem dazu berufen, neue Grundlagen für das künftige Bildungsideal zu schaffen, in dessen Mittelpunkt — ich wiederhole es — nur der Mensch stehen muß. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß der steile Aufstieg der Naturwissenschaften im vergangenen Jahrhundert bis hin zur Gegenwart dieses neue Bildungsideal wesentlich mitprägen wird. Seit Alexander von Humboldt im Winter 1827/8 in der Berliner Singakademie seine vielbeachteten Vorträge über naturwissenschaftliche Probleme gehalten hat, ist das Interesse an den Naturwissenschaften bei uns ständig gewachsen, die Entwicklung steht auch heute noch längst nicht an ihrem Ende, und es wäre eine Utopie, wollte man davor die Augen verschließen.

Es ist daher kein Zufall, wenn in unseren Tagen immer wieder, bei uns zu Hause ebenso wie im Ausland, das Problem der Bildung von Technischen Fakultäten und ihrer Angliederung an die bestehenden

Universitäten erörtert wird. Die Niederlande, die neben der älteren Technischen Hochschule in Delft nun auch eine zweite in Eindhoven besitzen, versuchen zur Zeit, dieses Problem an den Universitäten in positivem Sinne zu lösen. Auch bei uns im nordbayerischen Raum rühren sich die Kräfte: die Stadt Nürnberg, die schon immer nach einer Technischen Hochschule strebte, erwägt die Gründung einer Technischen Fakultät im Rahmen der neuen Gesamtuniversität Erlangen-Nürnberg. Auch bei uns in Unterfranken werden wir über kurz oder lang dieser Frage näher treten müssen. Bei aller Annäherung zwischen den Naturwissenschaften und der Technik ist jedoch nicht zu übersehen, daß ihre Zielsetzungen grundverschieden sind. Daß außerdem die Angliederung einer ganzen Technischen Fakultät oder auch nur eine Erweiterung der bestehenden Naturwissenschaftlichen Fakultät das Gesicht der Hochschule verändern wird, darüber wird sich jeder im Klaren sein. Die Frage ist aber die, ob wir dieser Entwicklung auf die Dauer aus dem Wege gehen können. Hier liegen vielleicht neue Möglichkeiten für eine zukünftige Entwicklung der Universitäten, die in unserem technischen Zeitalter ernstlich geprüft werden sollten. — Ich habe vorhin von der Diktatur der Prüfungsordnungen gesprochen. Die Prüfungsordnungen sind nun sicherlich keine willkürlichen Erfindungen, manche Bestimmungen sind eingefügt worden, um die Anforderungen der Prüfung den Fortschritten der Wissenschaft anzupassen. Das Kennzeichen der Wissenschaften unserer Tage aber ist eine immer mehr ins einzelne gehende *Spezialisierung*. Man braucht wirklich kein Prophet zu sein, wenn man annimmt, daß diese Spezialisierung auch in Zukunft weitergehen wird, und zwar ebenso bei den Naturwissenschaften wie bei den Geisteswissenschaften. Wie sich hier die Dinge in den letzten hundert Jahren gewandelt haben, dafür darf ich vielleicht aus meinem Fachgebiet ein paar Beispiele anführen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war es keineswegs ungewöhnlich, wenn der Geschichtsprofessor in seinen Vorlesungen das Gesamtgebiet der Universalgeschichte behandelte. Er las Weltgeschichte von der Erschaffung der Welt bis zur Gegenwart. Auch in unseren Tagen soll dies noch gelegentlich vorgekommen sein. Als Typus des Universalhistorikers des vorigen Jahrhunderts wäre hier — neben anderen — Wilhelm Oncken (1838 bis 1905), lange Jahre hindurch Ordinarius in Gießen, zu nennen. Es ist der bekannte Herausgeber der Oncken'schen Weltgeschichte, aus der frühere Generationen ihre historische Bildung zu schöpfen pflegten und deren Bände auch ich als Gymnasiast mit Eifer studiert habe. Wilhelm Oncken hat seine Tätigkeit mit mehreren Schriften zur Geschichte des klassischen Griechenlands begonnen, seine „Staatslehre des Aristoteles“ (1870 und 1872) wird auch heute noch gelegentlich zitiert. Berühmt geworden ist er jedoch durch seine großen Werke

in seiner Weltgeschichte: „Das Zeitalter Friedrichs des Großen“, „Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege“ und endlich: „Das Zeitalter Kaiser Wilhelms“. Wenn man dazu weiß, daß O n c k e n viele Jahre hindurch außerdem politisch tätig gewesen ist — er war Abgeordneter der Nationalliberalen Partei im Reichstag —, so wird man nicht anstehen, seine ungeheure Arbeitskraft zu bewundern.

Wir fragen uns heute, wie die damaligen Gelehrten diese gewaltige Arbeit zu leisten vermochten. Auf diese Frage gibt Wilhelm O n c k e n selbst uns die Antwort. Er schreibt in der Vorrede eines seiner Werke<sup>1)</sup> im Jahre 1891: „Bei einem Blick auf die bald 45 Bände der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen“ frage ich mich unwillkürlich: was hätte aus all diesen Werken von fast lauter Hochschullehrern werden sollen, wenn die reichlichen Universitätsferien nicht wären, mit der Muße, die sie zusammenhängenden und ununterbrochenen Studien gestatten? Ich wenigstens muß der Wahrheit gemäß bezeugen, daß ich meine älteren Bücher ohne Ausnahme, meine neueren und neuesten zum weitaus größten Teil während der Ferien geschrieben habe und ohne Ferien die Forschungen, die dazu nötig waren, überhaupt nicht hätte anstellen können.“

Neben Wilhelm O n c k e n darf man hier den trefflichen Arnold S c h a e f e r (1819 — 1883) erwähnen. Ihm verdankt die Altertumswissenschaft das großartige, auf minutiöser Quellenforschung aufgebaute Werk „Demosthenes und seine Zeit“, das noch heute eine Fundgrube für jeden Spezialisten darstellt. Der gleiche Arnold Schaefer, lange Jahre Professor in Bonn, schrieb außerdem eine „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“; sie ist heute natürlich durch neuere Forschungen, vor allem durch das preußische Generalstabswerk vom Anfang unseres Jahrhunderts, überholt. — Endlich ein drittes Beispiel: Wenn man in den Briefen des Baseler Kulturhistorikers Jakob Burckhardt blättert, so findet man gelegentlich sarkastische Bemerkungen über sein Kolleg über Römische Geschichte. In der Tat, wenn man wie Burckhardt die gesamte Römische Geschichte von der Gründung der Stadt bis zum Untergang des Weströmischen Reiches in einem einzigen Semester unterbringen müßte, so wird einem bange und man wundert sich nicht, wenn Burckhardt gerade mit diesem Kolleg am allerwenigsten zufrieden gewesen ist.

Man könnte diese Beispiele universaler wissenschaftlicher Betätigung auch noch für Professoren anderer Fakultäten belegen. So ist es in der Medizin im vorigen Jahrhundert vorgekommen, daß Anatomen und Physiologen imstande waren, ohne weiteres etwa einen Lehrstuhl für praktische Medizin zu übernehmen. Ich darf hier etwa an Carl Friedrich Heusinger erinnern, der im Jahre 1829 von Würz-



burg nach Marburg übersiedelte. — Die Zeiten, in denen sich Historiker auf den verschiedensten Gebieten der Universalgeschichte als Forscher betätigen konnten, gehören heute der Vergangenheit an. So verbietet dem Althistoriker allein schon der ununterbrochene Zufluß neuen Materials in Gestalt von Inschriften, Papyri und Münzen Ausflüge in andere Regionen. Hier gilt — nicht weniger als für die Kollegen der Medizinischen Fakultät — der weise Spruch des Hippokrates: *ὁ βίος βραχύς, ἡ δὲ τέχνη μακροή*: „Die Kunst ist lang, und kurz ist unser Leben“.

Es bedarf keines ausführlichen Beweises, daß die Spezialisierung der Wissenschaften nicht nur nützlich, sondern sogar notwendig ist. Von den Naturwissenschaften ganz abgesehen ist auch z. B. auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft durch die Spezialforschung so manches Vorurteil widerlegt, so mancher Irrtum berichtigt worden. Ich möchte hier nur eine einzige Tatsache erwähnen; sie ist zwar den Kennern der römischen Geschichte gut bekannt, sie scheint mir aber dennoch von großer methodischer Bedeutung. In dem sogenannten ‚Leistungsbericht des Augustus‘, *den Res gestae divi Augusti*, die wir zumeist nach dem Fundort der wichtigsten Kopie das *Monumentum Ancyranum* nennen, ist lange der Sinn des Schlußsatzes des 34. Kapitels strittig geblieben. Der griechische Text war erhalten: „*Ἀξιόματι πάντων διήνεγκα, ἐξουσίας δὲ οὐδέν τι πλεῖον ἔσχον τῶν συναρξάντων μοι*“: „An *axioma* habe ich alle übertroffen, an Amtsgewalt aber habe ich nicht mehr besessen als meine jeweiligen Amtskollegen“. Welcher Begriff verbirgt sich nun unter dem griechischen *axioma*? Man muß wissen, daß der lateinische Text an dieser Stelle unglücklicherweise eine Lücke aufwies, und die überragende Autorität Theodor Mommsens war die Ursache, daß man seine Ergänzung des lateinischen Textes ohne weiteres hingenommen hat. Mommsen aber gab das griechische *axioma* mit lateinisch *dignitas* wieder. Der entscheidende Satz lautete nun im Lateinischen: *post id tem[pus] praestiti omnibus dignitate, potest[atis] au[tem] nihilo amplius habui quam qui fuerunt mihi quoque in magistratu conlegae*.

Die Auffindung neuer Bruchstücke des „Leistungsberichtes“ im Jahre 1914 und 1924 in Antiocheia in Pisidien erbrachte die definitive Lösung. Es fand sich ein neues lateinisches Bruchstück; aus ihm ergab sich, daß an der umstrittenen Stelle des lateinischen Textes nicht *dignitate*, sondern vielmehr *auctoritate* einzusetzen war.<sup>2)</sup> Der große Mommsen hatte also Unrecht gehabt, die Ergänzung von Johannes Franz aus Nürnberg, die dieser schon im Jahre 1843 vorgeschlagen hatte, erwies sich als richtig. Die Forschung aber war durch den Irrtum eines ihrer Größten viele Jahrzehnte in die Irre gegangen. Ohne zu übertreiben kann man sagen, daß erst die Auffindung des

sog. *Monumentum Antiochenum* es uns ermöglicht hat, die staatsrechtlich nur schwer faßbare Stellung des Augustus schärfer zu definieren und sie in die Entwicklung des römischen Rechts- und Staatslebens einzuordnen. Eingeleitet wurde die neuere Forschung durch den berühmten Aufsatz über die *auctoritas* von Richard Heinze im *Hermes* 1925, weitergeführt wurde sie vor allem durch Anton von Premerstein in seiner posthum erschienenen Untersuchung „Vom Werden und Wesen des Prinzipats“ (1937). Die juristisch nur schwer faßbare, dafür aber ausgesprochen charismatische *auctoritas Augusti* enthüllt sich immer mehr als eine der tragenden Säulen des römischen Prinzipats — ein sehr bedeutender Fortschritt seit den Tagen Theodor Mommsens und ein sehr wesentlicher Beitrag zum Verständnis des Augustus, mit dem in der römischen Geschichte ein neues Zeitalter beginnt.

Es ist nun einmal nicht anders: soll die Wissenschaft nicht stehen bleiben, so wird man versuchen müssen, die Wissenschaft weiter in Einzelheiten zu fördern. Stillstand wäre hier mit Rückschritt gleichbedeutend, eine rückständige Wissenschaft aber hat keine Daseinsberechtigung.

Unsere Aufgabe wird es sein — in der Zukunft noch mehr als in der Vergangenheit — auf den Universitäten einen für beide Teile, für die Lehrenden und für die Lernenden, tragbaren Ausgleich zwischen Spezialisierung und Allgemeinwissen zu finden. Der Professor wird als Forscher niemals darauf verzichten können, seine Schüler mit den neuesten Problemen bekanntzumachen, ohne darüber die allgemeinen Grundlagen seines Faches im akademischen Unterricht zu vernachlässigen.

Im Zusammenhang mit dem Problem der Spezialisierung kann man, glaube ich, mit Zuversicht die Prognose stellen, daß sich, ebenso wie etwa in den angelsächsischen Ländern, auch bei uns die Tendenz zur Errichtung leistungsfähiger Forschungsinstitute immer mehr verstärken wird. Die Naturwissenschaften sind hier mit den Max-Planck-Instituten beispielhaft vorangegangen, aber auch die Geisteswissenschaften werden in Zukunft nicht mehr zurückstehen können. Diese Entwicklung, die vom rein wissenschaftlichen Standpunkt zu begrüßen ist, birgt für die Zukunft der Hochschulen auch so manche Gefahren in sich. Zahlreiche, oft gerade die besten Kräfte, werden von den Universitäten abgezogen werden, die Verbindung zwischen Forschung und Lehre, die Grundlage der deutschen Universität, wird sich lockern, dazu besteht die Gefahr, daß die Hochschulen gegenüber den zumeist vorzüglich ausgestatteten Forschungsinstituten ins Hintertreffen geraten. Ich darf hier nur etwa an die Position des *Collège de France* in Paris erinnern: es hat die besten Kräfte des Landes an sich

gezogen, nur die Sorbonne in Paris ist hier noch einigermaßen konkurrenzfähig. Eine entsprechende Entwicklung wäre bei uns durchaus unerwünscht, die deutsche Wissenschaft kennt keine Provinzuniversitäten, und es wäre ein Verhängnis, wenn sich dies in Zukunft ändern sollte.

Wenn die deutsche Universität auch in Zukunft ihren Standard halten will, so ist das in erster Linie eine Sache der Menschen, die sie zu gewinnen vermag. Der Aufstieg zu einer Professur galt von jeher für ein erstrebenswertes Ziel gerade der Besten unter dem akademischen Nachwuchs. Es wird Sache der heutigen Professoren- und es wird Sache des Staates sein, dieses hohe Ansehen, das die Professoren auch heute noch im Staate und in der Gesellschaft besitzen, zu wahren. Man kann nur hoffen, daß die Stellen, die es angeht, die Lage erkennen und dort, wo es notwendig ist, für Abhilfe sorgen. Die Qualität einer Universität beruht auf der Qualität ihrer Professoren. Napoleon soll einmal gesagt haben, daß der größte Besitz eines jeden Staates seine Generäle und seine Gelehrten seien, kein Staat sei reich genug, um sie zu bezahlen noch um sie zu belohnen; alles, was man tun könne, sei, daß man ihnen immer wieder zeigen müsse, wie man sie hochschätze. — Für die Generäle fühle ich mich hier nicht zuständig; was aber die Gelehrten betrifft, so stelle ich mit Genugtuung fest, daß sie bei Napoleon immerhin unmittelbar hinter den Generälen rangieren. —

Die deutschen Hochschulen befinden sich heute in einer Zeit des Umbruchs. Früher waren sie die Bildungsstätten einer zahlenmäßig begrenzten Elite, für die die führende Rolle im Staate und in der Gesellschaft bestimmt war. Heute ist die Universität mehr oder weniger zur Schule der Nation geworden, da alle Schichten, bedingt durch das Streben nach akademischer Bildung, Zugang zu den Hochschulen gefunden haben. Aus dieser neuen Situation ergeben sich zugleich völlig neue Aufgaben, von denen sich frühere Generationen von Hochschullehrern nichts träumen ließen. Die Breitenwirkung der Hochschulen ist gewaltig gewachsen, an ihren Schicksalen nimmt die Öffentlichkeit — zu unserer Freude und Genugtuung — lebhaften Anteil. Das bürgerliche Bildungsideal des 19. Jahrhunderts hat sich überlebt, und das Ideal des wissenschaftlichen Fortschritts, das in manchen Ländern auf den Thron erhoben worden ist, ist ein sehr problematisches Ideal, das wir unserer Jugend nicht empfehlen möchten. Will die deutsche Universität auch in Zukunft das leisten, was sie einst, freilich unter ganz anderen Voraussetzungen, zu leisten vermochte, so muß sie sich auf das Wesentliche besinnen, und das Wesentliche ist ihre Eigenart. Diese Eigenart der Universität besteht heute, ebenso wie einst in der platonischen Akademie, in der engen Gemeinschaft der Lehrenden und

Lernenden auf der Grundlage einer — im weitesten Sinne verstandenen — humanistischen Bildung.

Unsere Universitäten müssen sich darüber im Klaren sein, daß sie, je mehr sie sich nach Art von Fachschulen aufgliedern, die Fähigkeit verlieren werden, wirkliche Bildung zu vermitteln. Die Kluft zwischen Wissenschaft und Bildung wird sich erweitern, sie wird, wenn hier nicht von seiten der Hochschulen etwas geschehen wird, unüberbrückbar werden. Diese Gefahr, der wir klar ins Auge sehen, abzuwenden, ist eine der vornehmsten Zukunftsaufgaben der deutschen Hochschule.

Über den Weg, der hierbei einzuschlagen ist, kann man verschiedener Meinung sein. Mir als Historiker scheint es notwendig, das Studium der geisteswissenschaftlichen Fächer und auch das Studium der Naturwissenschaften noch stärker historisch zu fundieren. Was nützt es beispielsweise dem Studierenden, wenn er ausschließlich über den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft unterrichtet wird; dieser Stand kann schon morgen überholt und in einigen Monaten oder Jahren gänzlich indiskutabel geworden sein. Wäre es daher nicht besser, ihm vor allem zu sagen, wie es zu dem gegenwärtigen Stand gekommen ist? Das Wissen um das Werdende scheint mir in diesem Falle fast wichtiger und wesentlicher zu sein als das, was schließlich geworden ist. Wir haben es in den Geisteswissenschaften in den letzten Jahrzehnten erleben müssen, wie beispielsweise in der Philosophie, in der Philologie und in der Literaturwissenschaft die historische Betrachtung zugunsten anderer Gesichtspunkte zurückgedrängt, wenn nicht sogar ausgeschaltet worden ist, eine Entwicklung, die — soweit ich sie von meinem Standpunkt aus übersehe — nicht als glücklich bezeichnet werden kann. Hier scheint mir eine gewisse Neuorientierung unerläßlich, sie wird der historischen Besinnung und damit letzten Endes der akademischen Bildung und Tradition zugute kommen. Die gewaltigen weltgeschichtlichen Veränderungen, deren Zeugen wir Älteren in dem vergangenen Menschenalter geworden sind, machen es für mein Gefühl nicht möglich, eine Rückkehr zu dem neuhumanistischen Bildungsideal Wilhelm von Humboldts auch nur in Erwägung zu ziehen. Was wir brauchen, ist ein historisch begründetes, möglichst universales Weltbild — nicht im Sinne eines überlebten Historismus, dem niemand mehr das Wort reden wird, sondern im Sinne einer in die Zukunft wirkenden Kraft, einer wirklichen Dynamis. Diese Kraft muß unserer Arbeit, wo wir auch in der Wissenschaft stehen mögen, die innere Rechtfertigung verleihen. Ich wiederhole es: das Bildungsideal der deutschen Hochschule kann kein statisches, allein an vergangenen Kulturen orientiertes Ideal sein, es

muß vielmehr ein dynamisches Ideal sein, das zur Formung der Zukunft wesentliches beizutragen vermag.

Die jüngstvergangenen Jahre mit dem ständigen starken Ansteigen der Studentenzahlen an den deutschen Universitäten haben mancherorts zu Erscheinungen geführt, die nicht dem Wesen der Hochschule entsprechen. Wir alle standen mehr oder weniger unter dem Eindruck der großen Zahlen, die durch ihre Magie Professoren und Studenten in gleicher Weise in den Bann schlugen. Die Bedeutung der Universitäten wurde gelegentlich mit der Zahl ihrer Hörer gleichgesetzt; eine kleine Universität geriet a priori in den Verdacht, rückständig zu sein, auf jeden Fall galt sie aber als nicht zeitgemäß. Ich entsinne mich, offizielle Reden gehört zu haben, in denen ein übrigens nur ganz vorübergehender Rückgang der Studentenzahl als etwas durchaus Unerwünschtes bezeichnet wurde. Dieses Denken in Zahlen scheint mir auf dem Gebiete des Bildungswesens geradezu gefährlich. Eine Universität ist eben nur solange eine Universität, als die Zahl ihrer Professoren und Studenten übersehbar bleibt, nur dann ist sie nämlich eine wirklich lebende Gemeinschaft, kein seelenloser Apparat, wenn dieser auch noch so perfektionistisch arbeitet.

In unseren Tagen wird, bedingt durch den Zwang äußerer Verhältnisse, viel vom Ausbau unserer Hochschulen gesprochen. Man versteht darunter eine bessere Ausstattung mit materiellen Mitteln, mit neuen Lehrstühlen, mit neuen Dozenten- und Assistentenstellen. Als Rektor der Julius-Maximilians-Universität möchte ich hier ein für allemal feststellen, daß für den Ausbau unserer Universität noch so manches geschehen könnte, und ich gebe der Hoffnung Ausdruck, daß hierfür auch noch manches geschehen wird. In Würzburg stehen wir noch keineswegs am Ende, die Universität hat wiederholt eine Reihe von begründeten Wünschen bei den zuständigen Stellen angemeldet. Im Hinblick auf die Gesamtlage der deutschen Hochschulen möchte ich aber davor warnen, den notwendigen Ausbau zu schematisch vorzunehmen. Das System eines fortlaufenden Ausbaus der Hochschulen nach dem Bilde einer idealen Modell-Universität hat zweifellos auch seine Schattenseiten: eine Hochschule darf niemals eine Allerwelts-Hochschule sein, sie muß versuchen, ihren Charakter und ihre Tradition zu wahren. Gerade die Tradition hat hier ein sehr entscheidendes Wort mitzusprechen. Eine Universität aber ist ein lebender Organismus; jede Hypertrophie ist schädlich, im Leben wie in der Wissenschaft. — Was Tradition in der Wissenschaft bedeutet, das zeigt die lange Reihe bedeutender Universitätslehrer, die hier an unserer Julius-Maximilians-Universität gewirkt haben. Es wäre ein schöner Gedanke, wenn ihre Bilder einmal in einem Raum der Universität

vereinigt werden könnten. Die mit uns befreundete italienische Universität P a d u a besitzt in den Standbildern ihrer berühmten Professoren in dem *Prato della valle* geradezu eine europäische Ruhmesgalerie. Sie wird jedem, der die Fülle der berühmten Namen einmal auf sich wirken ließ, unvergeßlich sein. Ein weiteres Prunkstück in Padua ist der Wappensaal (*sala degli stemmi*): hier kann man die Namen derer lesen, die einst an dieser berühmten Universität Studenten gewesen sind. Aus Schweden, Livland, Dänemark und Deutschland, aus Ungarn und Griechenland sind die Scholaren nach Padua gekommen, um hier von der Quelle der Wissenschaft zu trinken und um dann die Fackel der Wissenschaft zu entzünden in fernen Ländern — bis hin zu den Grenzen Europas.

Wir sehen heute ein ähnliches Bild an unseren deutschen Hochschulen: in einer noch nie gekannten Zahl strömen die ausländischen Studenten zu uns in die Bundesrepublik, ihre Zahl ist immer noch im Steigen begriffen, und Schwierigkeiten, nicht nur in der Unterbringung, gibt es in Hülle und Fülle. Wir sollten nicht vergessen, daß das Bild der deutschen Universitäten in der Zukunft im Ausland durch diese Studenten geprägt werden wird.

Wir besitzen einige vorzügliche Organisationen, die die ausländischen Studenten betreuen, aber so manches bleibt noch zu tun übrig. An italienischen Universitäten wurden früher — und sicherlich ist dies auch heute noch der Fall — Vorlesungen über italienische Sprache und Kultur für Ausländer gehalten. Viele Hunderte von Studenten haben aus diesen Vorlesungen wertvolle Anregungen mit in die Heimat genommen, und auch wir sollten versuchen, hier in Deutschland etwas Ähnliches für unsere ausländischen Freunde zu tun. Die Mühe wird sich lohnen. — Die deutsche Universität, geboren aus dem Geiste des Humanismus, kann in ihrer vielhundertjährigen Geschichte auf ein wechselvolles Schicksal zurückblicken. Alle großen geistigen Bewegungen haben ihre Spuren im Antlitz unserer Hochschulen hinterlassen: Reformation und Gegenreformation, Aufklärung und Pietismus, Neuhumanismus und das naturwissenschaftliche Denken des 19. und 20. Jahrhunderts — sie alle haben zur Formung der Universität das Ihre beigetragen. Zeiten der Blüte und der Weltgeltung wechselten mit Zeiten des Niederganges; in unseren Tagen ist die deutsche Universität wieder auf dem Wege, sich ihren hohen Rang innerhalb der internationalen Hochschulen zurückzuerobern. An diesem friedlichen Wettstreit nehmen wir alle teil, Professoren, Assistenten und Studierende. Mit Genugtuung können wir auf Fortschritte auf fast allen Gebieten der Wissenschaft in den letzten Jahren zurückblicken, das Ausland hat dies dadurch erkannt, daß es nicht wenige Professoren auch unserer Julius-Maximilians-Universität

geehrt und ausgezeichnet hat. Wir nehmen dies mit Freude und mit Dankbarkeit zur Kenntnis.

Wenn aber die deutsche Universität auf die Dauer wieder zu den führenden Institutionen ihrer Art in der Welt gehören will, so wird sie sich auf ihre hohe Bildungsaufgabe besinnen müssen. Die menschliche Bildung im weitesten Sinne, die *humanitas*, muß im Mittelpunkt des Lehrens und des Lernens stehen. Das ist heute leider nicht mehr so selbstverständlich wie vor 50 oder gar vor 100 Jahren. Um so mehr erscheint es notwendig, darauf hinzuweisen, daß die Wissenschaft ihren wahren Glanz nur zu entfalten vermag, wenn sie auf der *humanitas* gegründet ist. Niemand von uns, meine sehr verehrten Herren Kollegen, wird glauben, daß er seine Schüler und Hörer formen und bilden könnte allein mit dem, was er ihnen an positivem Wissen und Können zu vermitteln vermag. All dies bliebe Stückwerk, sofern nicht die *humanitas* hinzuträte. Erst auf ihrer Grundlage werden die Kontakte zwischen Professoren und Studenten fruchtbar; wo die *humanitas* fehlt, da fehlt der Wissenschaft die Seele, ohne die sie nicht zu leben vermag.

Die Wissenschaft gründet sich auf Leistungen, die nur in zäher und geduldiger Arbeit zu erringen sind. Gewiß spielt auch in der Wissenschaft hin und wieder der Zufall eine Rolle, aber im allgemeinen bewahrheitet sich auch hier das Wort: „Glück hat auf die Dauer doch zumeist wohl nur der Tüchtige“. Die wissenschaftliche Arbeit ist eine entsagungsvolle Arbeit, sie vollzieht sich nicht im Rampenlicht der Öffentlichkeit, sondern in der Stille des Studierzimmers, in den Instituten und Laboratorien. Der Weg zum Erfolg ist im allgemeinen sehr steil, er führt durch die dürren Gefilde der Zweifel und Anfechtungen, und selbst wenn einmal eine Lösung des Problems gefunden ist, so muß sich diese erst im grellen Licht der wissenschaftlichen Kritik bewähren. Diese Arbeit ist wahrlich nicht nur eine Sache des Intellekts, sondern ebenso sehr des Charakters, der sich mit Enttäuschungen genauso abfinden muß wie mit dem Gegenteil. Von diesem zähen, unerbittlichen Ringen um die Wahrheit findet sich nicht viel in unseren Zeitungen und Fernsehsendungen. Sie berichten in der Regel nur von den großen, überragenden Erfolgen, aber auch diese Erfolge sind für den echten Forscher nur Stationen auf dem Wege seines Schaffens.

Es ist unvermeidlich, daß diese Arbeit den Menschen prägt, und es ist nur natürlich, daß immer wieder der Funke des wissenschaftlichen Ethos vom Lehrer auf den Schüler überspringt. Freilich, auch in der Wissenschaft ist nicht jeder Tag ein Sonntag, und die Freude an wissenschaftlicher Erkenntnis erschließt sich nur demjenigen, der sie nachzuempfinden weiß, der also schon über eine gewisse geistige Reife verfügt. Hier liegt das eigentliche Problem der akademischen Lehre,

der Unterweisung von Mensch zu Mensch, die durch kein noch so gutes Lehrbuch ersetzt werden kann. Wo jedoch der persönliche Kontakt verloren geht, wie etwa in Vorlesungen, bei denen die Stimme des Professors mit akustisch-mechanischen Mitteln auch noch auf andere Hörsäle übertragen werden muß, da verliert die Idee der Universität, die Idee der Gemeinschaft der Lehrenden und der Lernenden, ihren Sinn. Es muß die Aufgabe der Zukunft sein, der Universität ihren eigentlichen Sinn wiederzugeben; sie geriete sonst in die Gefahr, sich als Masseninstitut selbst aufzuheben, sie wäre nicht mehr fähig, ihre Erziehungsaufgabe zu erfüllen.

Vor kurzem fiel mir ein interessanter Brief des Historikers und Staatsmannes B. G. Niebuhr in die Hände, den dieser am 24. Februar 1816 an Gneisenau gerichtet hat.<sup>3)</sup> Gneisenau, der bekanntlich gegenüber dieser Alten Universität einige Jahre seiner Jugendzeit verlebte, hatte bei dem berühmten Gelehrten Niebuhr angefragt, ob man die neue rheinische Universität in Köln oder in Bonn errichten solle. Die Frage der Neugründung einer Universität in den Rheinlanden hatte seit dem Frühjahr 1814 die Gemüter bewegt. Die Antwort Niebuhrs ist eine Überraschung: er entscheidet sich eindeutig für Köln, nicht für Bonn. Wie bekannt, sind die Dinge dann doch anders gelaufen: es ist Bonn gewesen, das i. J. 1818 eine Universität erhalten hat, an der übrigens auch Niebuhr gewirkt hat, Köln dagegen hat fast noch genau ein Jahrhundert warten müssen, bis im Jahre 1919 die bereits von Niebuhr empfohlene Universität gegründet wurde.

Ich möchte den Brief Niebuhrs hier nicht vollständig wiedergeben; manches, was der pessimistische und gallige Niebuhr über die damalige Lage an den deutschen Universitäten schreibt, ist in hohem Maße zeitbedingt und verdient es nicht, verewigt zu werden. Zwei Gedanken sind es jedoch wert, daß man sie hier zu Gehör bringt. Niebuhr schreibt: „Die große Schwierigkeit für das Gedeihen aller wissenschaftlichen Anstalten ist der epikuräische Zeitgeist, der strenge, durch Pflicht getriebene und durch das Gewissen belohnte Arbeitssamkeit scheut“ — und an einer anderen Stelle, nach einem temperamentvollen Ausfall auf die Scheingelehrten: „Im Innern der einzelnen, da muß das Heil der Wissenschaft wie die Freiheit begründet werden“. Das sind goldene Worte, die auch heute über dem Eingang jeder Universität stehen könnten.

Wir sprechen wohl noch heute von den „freien Künsten“. Das ist eine Übersetzung des lateinischen *artes liberales*, und bedeutet eigentlich „die Künste, die dem freien Mann anstehen“. Der Gegensatz dazu wäre *artes illiberales*, das sind die Künste oder Fertigkeiten, die im Altertum auch der Sklave erlernen durfte. Mit ihren *artes liberales* wendet sich die deutsche Universität an die freie, verant-



wortungsbewußte Persönlichkeit. Der Bildung der Persönlichkeit gilt unsere Arbeit und unsere Sorge. Wir alle wissen, daß gerade in der Gegenwart so manche Forderungen an die deutschen Universitäten gestellt werden, berechnete und unberechnete. Dem einen ist die Universität zu wenig politisch, dem anderen zu rückständig, andere Kritiker halten die Berufungspolitik im einzelnen oder im ganzen für verfehlt, noch andere beklagen die Abhängigkeit der Universitäten vom Staate — man könnte diese kritischen Stimmen leicht noch vermehren. Niemand wird in Abrede stellen, daß an diesem oder jenem Vorwurf vielleicht etwas Wahres ist, auch die Universität ist eben Menschenwerk und als solches dem Irrtum unterworfen. Dennoch zielen diese oder ähnliche Vorwürfe am Kern der Universität vorbei. Denn der Mittelpunkt der deutschen Universität ist und bleibt die Wissenschaft, gegründet auf der *humanitas*, — heute und in Zukunft, solange es überhaupt eine deutsche Universität geben wird. Die Universität aber ist nicht eine Sache der Zahl, der materiellen Mittel, sie ist eine Sache des Menschen, der sich in ihr ein Denkmal seines lebendigen Geistes gesetzt hat.

#### ANMERKUNGEN

- 1) Wilh. Oncken, Das Zeitalter Kaiser Wilhelms, Bd. II (1892), Vorwort S. IV (datiert vom 28. November 1891).
- 2) Ferner erwies es sich, daß hinter quam das Wort ceteri zu lesen ist, während fuerunt an das Ende des Satzes gehört; vgl. W. M. Ramsay u. A. v. Premerstein, Monumentum Antiochenum (Klio, Beiheft 19), 1927, S. 97. Der Satz lautet nunmehr: Post id tem[pus a]uctoritate [omnibus praestiti, potest]atis au[tem n]ihilo amplius habui quam cet[eri qui m]ihi quoque in ma[gis]tratu conlegae [fuerunt]. Vgl. J. Gagé, Res gestae divi Augusti, 2. Aufl., Paris 1950, S. 144 ff.
- 3) Die Briefe Barthold Georg Niebuhrs, herausg. von D. Gerhard und W. Norwin, II, Berlin 1929, S. 676 ff. Nr. 609.